

DAS GLÜCK BEIM HÄNDEWASCHEN

Schon im Heerbrugger Bahnhof, als ich fremd unter Fremden im Zug nach Chur saß, schien es mir, als ob ich nie im Haus der Regel, aber auch nie in Graz gewesen wäre. Obwohl äußerlich alles stimmte: Ich trug noch den aus einer englischen Militärdecke zusammengeschnittenen senfbraunen Steireranzug. Bis zu den Knien. Grüne Aufschläge. Außerdem hatte ich das Käppi. Ich saß auf einer langen Sitzbank. Eigentlich wollte ich lieber im Gang stehen. Aber ein Herr wies mich mit ausgestrecktem Arm auf einen freien Platz hin. Mitten zwischen anderen Reisenden.

Wenn ich mich zurücklehne, hängen die Füße in der Luft. Wenn ich mich auf die Bankkante vorschiebe, kann ich die Füße am Boden abstemmen. Zwischen Nasen und hin- und herwackelnden Köpfen tauchen Stücke von Wiesen, Baumwipfel, Berghänge auf. Ich bewege möglichst nur die Augen.

Ich will nicht, daß man mit mir redet, ich will nicht an den Fensterplatz gesetzt werden, ich will nicht gefragt werden, wie alt ich bin und ob ich von Öschtriech käme, ich will nicht, daß man mir die Schweizer Landschaft erklärt und die Namen der Bergspitzen nennt, ich will nicht einmal eine Schweizer Schokolade.

Aber ich wurde angedet, an den Fensterplatz gesetzt, über Alter und Öschtriech ausgefragt, mir wurden Baumwipfel und Bergspitzen gezeigt und von einem dickbeinigen Mädchen bekam ich eine Tobler Dreieck-Schokolade. Aus Höflichkeit brach ich ein Stück herunter, machte mich um zwei Jahre älter und sagte, ich sei nicht Österreicher, sondern Italiener. Dann blickte ich starr zum Fenster hinaus, ohne wirklich zu sehen und schämte mich, weil ich mein Gesicht rot anlaufen spürte. Man lobte mich dafür, daß ich ein gut verständliches Deutsch sprach.

In Chur springe ich aus dem Zug. Renne zwischen den Leuten herum. Bitte. Entschuldigen Sie. Danke. Schwitzend stehe ich endlich vor dem noch leeren Geleise, auf dem der Zug nach Zernez abfahren wird. Auf dem Bahnhofsplatz in Zernez finde ich den Bus nach Meran.

Wälder, Kurven, Schluchten. Später werde ich mir einmal Jürg Jenatsch hierherdenken, an ein offenes Kaminfeuer in einem hohen, steinernen Saal, mit Fenster ohne Oberlichte zum Lüften, draußen regnet es. Jetzt denke ich, daß ich dorthin fahre, wo ich geboren bin. Nicht genau das denke ich, aber Ähnliches. Ich versuche an all das zu denken, was Vater von jenem Land erzählte, wie oft er davon gesprochen hatte,

daß er „nichts wie zurück“ wolle. Wie und warum jenes Land wichtig wurde durch Tattas Reden. Ich komme allen zuvor, denke ich. Früher als Vater bin ich „drinnen“. Wir sagten immer „drinnen“ oder „hinterm Brenner“.

An der Grenze in Müstair sehe ich das völlig fremde Land: Uniformierte mit schlampigen Robin Hood-Mützen, Polizisten mit dreieckigen Hüten und einem rotblauen Wedel über der Stirn, Soldaten mit Wickelgamaschen wie in einem französischen Gefangenenfilm.

Zum erstenmal passiert es: ich habe einen italienischen Paß, und man spricht mit mir italienisch. Ich glotze und zeige vor lauter hilflosem Grinsen die Zähne. Auch was ich auf Deutsch sage, ist lächerlich und gestottert. Ich habe ein schlechtes Gewissen, nicke und sage Ja und möchte am liebsten wie vor der Gipsstatue im Haus der Regel ehrfürchtig stramm stehen. Mit diesem Paß wird alles falsch. Aber er ist in Ordnung, es macht nichts, daß ich deshalb stottere. Ich darf nach Italien, auch wenn ich nicht dazugehöre. Ich bin weder Österreicher noch Schweizer, auf gar keinen Fall Italiener. Bauern, vor den Mauern ihrer Häuser oder anderer Häuser. Oder Knechte. Das graue risige Gemäuer. Die Innenhöfe. Torbögen zu Innenhöfen. Mauern wie Festungsmauern. Gassen mit Sand und Heublumen über dem Kopfsteinpflaster. Die weiten Wiesen gleich hinter der Grenze. Nichts wie ich mir vorgestellt hatte. Und doch alles wie erraten. Wie schon gewußt. Glurns. Ich las auch Glorenza. Durch ein Tor fuhren wir mitten in den Ort und hindurch, zwischen Hühnern, Schafen, Mauern und Hunden. Mittelalterlich die Geschlossenheit, die Verlassenheit am Nachmittag. Keine Fremdheit mehr. Obwohl alles anders ist. Die breitächerigen Häuser. Alles wie im Verfall und doch stark noch im Schlaf. Wie von der Sonne ausgebrütet. Nichts Gelecktes. Keine polierten Stiegen. Wege, Steine, Stufen, alles von vielhundertjährigen Füßen getreten und ausgetreten. Vom Regenwasser geschwemmt, vom Dreck gelaugt, vom Wind sauber gefegt.

Ich dachte dies alles nur verschwommen, schaute und schaute. Weiß nicht, woran ich es gemerkt haben könnte, daß ich den Unterschied spürte zu allem, was ich bisher kannte. Sodaß mir für später in Erinnerung blieb: damals fuhr ich über die Grenze zum erstenmal in den Süden. Der obere Vinschgau, wo die Berghänge seitlich des ausgebreiteten Tales karstig und kahl sind. Wo durch die Sumpfwälder in der Talsohle und über die scharfgrasige Heide der kalte Wind pfeift. Ich bildete mir ein, den Süden zum erstenmal hier zu sehen, und der Süden war mehr Helle, weniger Härte, Weinfässer mit offenem Spund in den Innenhöfen. Obwohl ich keines durch das Fensterglas des Autobusses sah. Nicht in Glurns, Mals, Schlanders oder in Naturns. Es wurde wärmer je näher wir Meran kamen. Plötzlich wünschte ich mir, daß hier Graz wäre, hier in diesem Land, wo mir die Pluderhosen im Waalwasser vor dem Friedhof ausgewaschen worden war.

In Graz litt ich nie darunter, Südtiroler zu sein. Ich sprach wie alle anderen. Die andere Sprache zwischen Vater und Mutter war nicht auffällig, war gewöhnlich wie Vater und Mutter. Mir fiel nichts auf. Erst als Vater nach dem Krieg auf dem Küchensofa öfters von Heimgehen, von Hineingehen sprach, erinnerte ich mich an eine Nebengasse der Herrenstraße, wohin ich manchmal mit Vater ins Panoptikum gegangen war. Im Panoptikum saß ich vor einer dicken schwarzen Säule und guckte durch eine Art Fernsehglas. Auf diese Weise habe ich zum ersten Mal bewußt den Tappeinerweg in Meran gesehen, genauer eine Sommerfrischlerin, die mit kunstblumengeschmücktem Sommerschlapput über einen Geländersteig der Tappeiner-Promenade zur Gilf an der Passer hinunterspazierte und dabei ihr bodenlanges Faltenkleid ein wenig schürzte. Das war für mich Südtirol. Und die leeren Schuhschachteln, die nach dem Meraner Wochenmarkt auf dem Gehsteig herumlagen und so in meiner Erinnerung zurückgeblieben waren. Ausserdem noch der rotgelbe Pfirsich auf einem hölzernen Brückengeländer, den ich packte und aufaß. Undso weiter. Der Brunnen in Untermais, wo Mutter mit meiner ältesten Schwester die Wäsche wusch. Auch der Holzstoß vor dem Haus, wo wir in der Parterrewohnung die letzten Nächte vor der Auswanderung auf dem Boden schliefen, ich eine Katze hatte. Vater wurde in der Nacht geholt, Schreie und Poltern, draußen im Gang raufte er mit dem besoffenen Haller, dem „Sträfling“. Ich sah ihn mit den Knien auf Hallers Brust. Und Mutter sagte: „Wenn der wieder herauskommt!“ Das Waalwasser beim Friedhof, wo ich im Hemd dastand und Mutter die Pluderhose ausschwenzte.

Später erinnere ich mich an mehr Heimat, daran, wenn Vater Zahntag hatte und ich oder Resi ihm in einer Kaffeeschale einen Anguillotto — so einen Aal in Essig und Öl — aus der Lebensmittelhandlung holten oder einen Gorgonzola. Tatta in fideler Stimmung: Anguillotti, Gorgonzola oder Mortadella. Anders wenn er plötzlich brüllte — den Anlaß kannte ich nie —, alles versammelte sich in der Küche, Vater holte aus der Küchenkredenz die restlichen Terracotta-Teller, zeigte den Stoß herausfordernd winselnd in der Runde herum. Jeder wußte: jetzt schmeißt er auch diese auf den Boden oder er schmeißt sie wieder nicht. Während er den Stoß in die Höhe schupfte, wußte ich schon: heut nicht, denn Vater grinste zu früh.

Als ich mit meinem Bruder den Berg von Meran hinauf lief, immer die Abkürzungen über den Plattenweg nach St. Peter, war zuerst eine hölzerne Stiege, die ich mir merkte. Küche und Schlafzimmer, Schlafzimmer und Küche hinter dicken burghaften Mauern, das war „drinnen“, das war „hinterm Brenner“, wohin Vater mit uns zurückgegangen war. Durch das Fenstergitter sah ich weit unten die Lichtflecken der Stadt.

Wir wohnten in einem Haus, das so alt war, daß die Fremden davor stehen blieben. Wenn

ich vom Schlafzimmerfenster hinunterschaute, sah ich auf einen kleinen Friedhof, auf schmiedeiserne und hölzerne Grabkreuze. Kaum eine Steinplatte, in der Mehrzahl Kreuzigungen mit eisernem Regendach. Dem Schlafzimmerfenster gegenüber die Eingangstür der Kirche, geballte Kreuzfaust, die immer geschlossen war, außer am Sonntagvormittag, wenn der Pfarrer von Gratsch die Messe las. Für andere Zeiten hatte mein Vater den Schlüssel, um den Fremden die Fresken zu zeigen. Ich selbst sah sie nie richtig. Höchstens, daß ich einen Blick darauf warf. Der Raum war mir schon für eine Messe zu eng. Schräg gegenüber dem Kirchenportal führten zwei Stufen zur Beinkammer hinunter. Der Lagerraum für Totenschädel und Knochen war von zwei Seiten einsehbar, wie ein Holzlagerraum. Die Wand mit der Tür und die Wand rechts davon bestanden aus handbreit auseinanderstehenden Latten. So kam auch die warme Tirolerluft zum Tod.

Zwischen den wenigen Grabvierecken wuchs das Gras so grün wie außerhalb der Friedhofsmauer. Nelly, die Zwergpintscherin, und der morgendliche Tau benetzten es. Grabsteine und Kreuze waren uns gleich vertraut, wenn die Sonne schien. Auch wenn es regnete, war es nicht anders.

Vielleicht war es meine Schuld, daß Vater zwar vieles oft erzählte, aber anderes überhaupt nie erwähnte. Ich war kaum neugierig, fragte wenig und ganz und gar nicht gezielt. Das meiste hörte ich nie oder nur am Rande. Nach dem Begräbnis des Lehrers Innerhofer, den die Faschisten erschossen hatten, sei einiges losgewesen. Weiße Stutzen und die Trachten seien verboten gewesen, wie die rotweißen Fahnen. Anna und Hans seien in italienische Volksschulen gegangen, deutsche habe es keine mehr gegeben. Aber das regte mich nicht auf, ich wäre froh gewesen, hätte ich Italienisch sprechen können so wie ich Schwyzerdütsch und Grazerisch konnte. Irgendwann ließ Vater auch die Bemerkung fallen, und zwar im gleichen Ton, wie er von der Gefangennahme der 40 Partisanen erzählte, daß er — eigentlich sagte er „wir“ —, daß er mit den anderen nach dem Innerhofer-Begräbnis nachts oft unterwegs gewesen sei mit dem Totenschläger. Ich hörte genau: Totenschläger und wollte wissen, was ein Totenschläger sei. Vater aber ließ sich nie auf genauere Beschreibungen ein. Trotzdem hortete ich in meiner Erinnerung, daß Vater nachts auf Italiener, die „Walschn“, Jagd gemacht hatte, mit einem Stecken. Deshalb wollte ich wissen, ob es stimme, daß auch er ein „Faschi“-Kappl getragen habe.

Ich verstünde von dem allen nichts, könnte nichts davon verstehen, sagte Vater, und ich sah, daß dies etwas ganz anderes als die Geschichte mit der bronzenen Nahkampfspange war. Ich muß zugeben, daß ich nicht heftig bohrte und deshalb nur Antworten erhielt, die vielleicht ihr Maß an mir Halbwüchsigen nahmen oder tatsächlich das Ende der Wahrheit waren. Alle Straßenarbeiten — ich fragte nicht,

ob Asphaltieren, Pflastersteinsetzen oder Sauberwischen —, alle Straßenarbeiten (andere seien nicht mehr in Frage gekommen, denn mit der Hotellerie sei es praktisch ausgewesen), alle Straßenarbeiten hätte der „Duutsche“ in der Hand gehabt.

Also hatte Vater auch das Duce-Kappl getragen. Einige seiner Geschwister hätten dann, als im ganzen Land optiert worden sei, den Familiennamen wie viele andere abändern, wie die Dorf- und Straßennamen verwelschen lassen. Er nicht. Vater erzählte davon nicht zweimal und da nur mit unverständlich wachsender Wut. An Ecken und Enden, überall, seien die feinsten Herren aufgetreten und hätten gesagt, ein Südtiroler verrate seine Heimat nicht, die Heimat sei die deutsche Sprache. Optieren, sagte mein Vater, sei zum Narrischwerdn gewesen; das bleiben, „was wir waren“, sei es gewesen.

Wenn ich Vater zusah, wie er Fremden die Kirchentüre aufschloß, konnte ich mir nicht die Nacht vorstellen, in der er als Zugführer den Befehl zum Angriff auf die Almhütte gebrüllt hatte. Aber wenn Vater mit den Fremden hinterm Kirchenportal verschwunden war, konnte ich mir alles wieder vorstellen. Am leichtesten konnte ich es mir vorstellen, wenn wir drei im Bett lagen und Vater das Licht auslöschte. Ich hörte ihn dann noch weiter

murmeln. Es war kaum verständlich, was er murmelte, wahrscheinlich die Sprüche, die er noch außer dem Glorreichen, dem Freudenreichen und dem Schmerzensreichen wußte. Mutter war damals im Spital auf Poveglia. Ich konnte mir nichts so leicht vorstellen, als daß Vater aus Angst aufschreien würde, aber Vater schrie nie aus Angst auf. Er versteckte sich wie ich und Greti beim Spaziergang hinter einem Grabstein, hinter einem Mauervorsprung des Durchgangs zum Beinhaus oder noch weiter weg hinter der Friedhofsmauer und bückte sich, damit Nelly ihn nicht als ersten anbellte. Vater hätte auch jetzt einem Italiener oder einem Deutschen die Hand geküßt, je nach Wunsch, wenn dafür Käse oder anderes Eßbares geliefert worden wäre. Und doch war mein Vater ein stolzer Mensch, er explodierte schon, wenn er beim Holzhacken ein Scheit verfehlte. Die was gehabt haben, sagte Vater, haben höchstens das Maul aufgerissen, aber weggehen, auswandern, hätten die anderen müssen, die keinen Hof oder sonstwas gehabt haben, sagte Vater. Die Heimat gehöre halt eben denen, die was haben, für die anderen heiße es immer, die Heimat ist dort, wo's etwas zum Essen gibt. Für unsereinen sei die Heimat etwas zum Anschauen wie für die Fremden. Aber den Kopf hinhalten für die anderen, das schon.

Josef Zoderer



Josef Zoderer
März 76

ARONDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
RÜCK EN AUS Blicke